

Bericht

Forum A.1: Nach der Theorie – ist vor der Theorie?

Jesko Reiling (Bern)

Das gegenwärtige Verhältnis von Literaturwissenschaft und Theorie(n)

Während die alte, auf Sepp Herberger zurückgehende Fussballerweisheit (»Nach dem Spiel ist vor dem Spiel«) einen bestimmten Moment des Übergangs definiert, der mit Gewissheit von dem Eintreten eines kommenden Ereignisses ausgeht, macht der Titel des ersten Tagungsforums durch seine Frageform auf einen unsicheren Status der heutigen Germanistik im Umgang mit Theorie(n) aufmerksam. Will man die Überschrift nicht als rhetorische Frage verstehen, offenbart sich dahinter eine tiefer gehende Irritation, die gerade in vergleichender Perspektive zwischen früherem Zustand, heutiger Situation und künftiger Entwicklung klärungsbedürftig ist. Ob man diesen Moment als »Krise« bezeichnen muss, sei dahin gestellt; das Podium war sich darüber einig, dass das Fach heute wie früher mit Herausforderungen konfrontiert ist, denen es sich stellen muss. Ob sich das Fach heute in einer besonders dramatischen Situation befindet, so wie es die Ausgangsfragen des Podiums in provozierender Absicht insinuieren, wurde, so mein Eindruck, von den Podiumsteilnehmer nicht unbedingt geteilt.

Das Feld der Theorien und Methoden – beide Begriffe wurden im Verlauf des Forums zwar häufig benutzt, aber nicht verbindlich definiert und unterschieden – stellt heute ganz besondere Anforderungen an die Literaturwissenschaft. Wilhelm Voßkamp wies im Rückgriff auf Jost Schneider gleich zu Beginn der Diskussion darauf hin, dass man heute vier Mal so viele methodische Optionen habe wie zu Beginn des Fachs im 19. Jahrhundert.¹ Dieser

1 Jost Schneider: »Einleitung«. In: Jost Schneider (Hg.): Methodengeschichte der Germanistik. Berlin/New York 2009, S. 1-32, hier S. 11.

Anwachs korrelierte mit der Anzahl an Germanistik-Professoren, die von 151 im Jahre 1960 auf 493 im Jahre 1979 anstiegen ist. In der Diskussion führte Voßkamp diesen Gedanken pointiert weiter aus: Die heute beobachtbare rasche Abfolge von (vermeintlich) neuen Denkmodellen, Theorien oder Methoden deute darauf hin, dass dies in erster Linie aus Karrieregründen geschehe. Damit versuchten sich Wissenschaftler im Wissenschaftsbetrieb zu profilieren; durch dieses »Cultural turn-Gehechel« sei jedoch längerfristig die Qualität des Faches gefährdet. Ähnliches fokussierte Beise, der den Methodenpluralismus unter der Voraussetzung begrüßte, dass Klarheit über die Aufgaben und Funktionen des Faches herrsche. Wo Letzteres vorhanden sei, gebe es auch ein Bewusstsein über das Erkenntnisinteresse und damit verbunden eine Reflexion auf das eigene Tun. Diese fortwährende Selbstreflexion jedes einzelnen Wissenschaftlers, ergo des Faches, hatte Arnd Beise schon in seinem Impuls-Statement angemahnt und fand damit bei den anderen Gesprächsteilnehmern Zustimmung: Als »grundlegende Vergewisserung« gehöre die (theoretische) Selbstreflexion »notwendig zu Wissenschaftlichkeit« (Statement).

Weniger einig war sich das Podium darüber, wie man die theoretische und methodologische Vielfalt beurteilen soll. Beise erinnerte in seinem Statement daran, dass sich schon seit längerem eine »Theoriemüdigkeit« beobachten lasse und sich mit dem vergangenen Jahrhundert auch die »großen«, weitgehend ideologisch aufgeladenen Theoriedebatten verabschiedet hätten. Heute könne allenfalls von einer »Methodendiskussion« die Rede sein, die – und das ist als Fortschritt anzusehen – auf den früheren »Dogmatismus« verzichte (Statement). Zu diesem Befund passt die Beobachtung, dass die früheren Theoriedebatten heute durch die Fachgeschichtsschreibung abgelöst wurden – statt Lust an der (möglicherweise produktiven) Kontroverse also konservatorische Selbstschau und historistische Beschreibung. Heute könne man einen Methodenpluralismus konstatieren, der es erlaube, sich »verschiedener Methoden ohne ideologischen Rechtfertigungszwang nach Sachgemessenheit bedienen zu können« (Statement). Dieser optimistischen Einschätzung gesellten sich im Verlauf der Diskussion deutlich pessimistischere Ansichten hinzu. So verwies Oliver Jahraus mit fachkritischem Blick darauf, dass die Literaturwissenschaft bisweilen in einer »postmethodischen Zeit« zu stehen scheine: Wissenschaftliche Aussagen würden vermehrt an der Wirkung gemessen, die sie hervorriefen, und nicht so sehr an der Art ihrer theoretisch und methodisch reflektierten Herleitung. Ähnliches konstatierte auch Albert Meier. Praktiziert werde ein »Methodeneklektizismus«, der verschiedene Positionen miteinander vermische, ohne sich selbst eindeutig zu konturieren, so dass man gar von einer weit verbreiteten »Unschärfe der Theorie« sprechen könne, die vieles offen bzw. unreflektiert lasse. Dabei sei ein hoher Selbstreflexionsgrad über das eigene Vorgehen von entscheidender Bedeutung für die Wissenschaftlichkeit, da nur die Darlegung des Verfahrens dieses überhaupt erst überprüfbar und kritisierbar mache. Claudia Stockinger deutete den Methodenpluralismus auf zwei Arten: Wenn er als »Sammelsurium« oder als »Aneinanderreihung von Nebeneinanderbestehendem, was nichts miteinander zu tun« habe, verstanden werde, sei er »uninteressant«, wenn jedoch versucht werde, durch »integrative Zugriffsweisen«, d.h. durch die Kombination mehrerer Methoden, neue Erkenntnisse zu generieren, könne der Pluralismus einen Mehrwert darstellen. Hier wäre es dann ange-

messener, statt von Methodenpluralismus von »Methodenintegration« zu sprechen. Für Voßkamp machte die »Theorienkonkurrenz« einen wesentlichen Aspekt der Literaturwissenschaft aus, die sich im Grunde seit Beginn des 20. Jahrhunderts permanent und immer wieder von Neuem mit solchen Fragen auseinandersetze. Seit Kurzem gebe es »neue Ansätze«, wo in »begrenztem Bereich bestimmte Paradigmen diskutiert werden« wie z.B. in der Diskussion der beiden Lutz Danneberg-Schüler Carlos Spöerhase und Dirk Werle.² Diese »kontroversdialogischen Debatten«, die sich dadurch auszeichneten, dass sie konkret problemorientiert seien – und somit weniger dogmatisch –, bezeichnete Voßkamp als notwendig, wenngleich letztlich freilich stets unabschließbar.

Grundsätzlich war man sich ebenfalls darüber einig, dass der Hermeneutik nach wie vor besondere Bedeutung zukomme. Für Beise stand sie im »Zentrum der Literaturwissenschaft« (Statement), Voßkamp zählte sie in ähnlicher Weise zum »cantus firmus« des Faches, sah aber wie Meier Erweiterungsbedarf angesichts der drei großen Arbeitsfelder resp. des »theoriegeschichtlichen Dreiecks von Textanalyse, Kulturanthropologie/-geschichte und Medialität/Formbildungen«. Meier schlug vor, das bisherige, historische wie quantitative »Hauptgeschäft« der Literaturwissenschaft, das Verstehen im Sinne Diltheys, in Richtung einer »negativen Hermeneutik«, die auch das Nicht-Diskursive, den »ästhetischen Reiz« der poetischen Gegenstände eingehender als bisher zu bestimmen sucht, weiterzuführen.

Stockinger schlug vor, das Theoretisieren als eigene fachliche Sparte zu begreifen, um damit dessen spezifische innersystemische Leistungen profilieren zu können und es somit nicht auf eine bloß »dienende Rolle« (Statement) festzulegen. Ganz ähnlich argumentierte auch Jahraus, der die Theorie ebenfalls nicht auf die Funktion eines Werkzeugs begrenzen wollte, sondern ihr vielmehr Grundlagencharakter zusprach. Mit Nachdruck pflichtete auch Meier bei, Methoden nicht lediglich als »Instrument[e]« anzusehen. Das sei insbesondere auch im akademischen Unterricht zu berücksichtigen. In der Lehre müsse die Arbeit an Texten im Vordergrund stehen, die es den Studierenden erlaube, »empirische« Erfahrungen zu sammeln, die Voraussetzungen zur theoretischen Reflexion seien. Den Studenten müsste, so Beise im selben Sinne, die »Leistungsfähigkeit« einer Theorie für die »literaturwissenschaftliche Analyse« erst verständlich gemacht werden, was nur gelingen könne, wenn man vom Text ausgehe. Dieser Sichtweise stimmten auch Stockinger und Jahraus explizit zu.

Befragt nach den künftigen Entwicklungen in der theoretischen Konturierung des Faches, gab sich das ansonsten so eloquente Podium eher wortkarg. Obwohl der Moderator Carsten Rohde in groben Zügen auf die jüngsten Debatten verwies – Herausforderung durch die Kulturwissenschaften in den 1990er Jahren,³ gegenwärtig die durch die Natur-

2 Vgl. hierzu die einschlägigen Aufsätze in *Scientia Poetica* von 2009 und 2010 sowie die dort verzeichnete Literatur.

3 Vgl. die Antworten auf die aufgeworfene Frage von Wilfried Barner: »Kommt der Literaturwissenschaft ihr Gegenstand abhandeln? Vorüberlegungen zu einer Diskussion«. In: Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 41 (1997), S. 1-8, vgl. auch die Debatte zwischen Walter Haug: »Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft?« In: DVjs 73 (1999), S. 69-93; Gerhart von Graevenitz: »Literaturwissenschaft und

wissenschaften angeregte Diskussionen um eine evolutionäre Ästhetik⁴ –, ließ sich keiner der Teilnehmer zu einer eingehenderen Prognose verleiten. Während Jahraus, Beise und Meier eher auf die strukturellen Mechanismen verwiesen (Herausforderungen / Provokationen durch neue, inner- wie außerdisziplinäre Theoreme), fokussierten Voßkamp und Stockinger die inhaltlichen Bereiche und sahen in den Themen Medien und Dialog zwischen Natur- und Geisteswissenschaften die zurzeit bereits diskutierten und dementsprechend auch weiterhin wichtigen Forschungsfelder.

Schließlich wurde auch die Perspektive von außen auf das Fach unter dem Vorzeichen der Theorie erörtert. Angesichts der Vielzahl von Theorien, die zum Teil sehr elaborierte Fachjargons ausgebildet haben, liegt es auf der Hand, auf die ›Entfremdung‹ zwischen Germanistik und Öffentlichkeit hinzuweisen. Im Vergleich zur Kunst- oder Geschichtswissenschaft, so pflichtete Voßkamp der These Rohdes bei, sei die Literaturwissenschaft in der Tat deutlich weniger präsent in der Öffentlichkeit, was möglicherweise aber auch daran liege, dass die Literatur heute ihre Stellung als zentrales bildungsbürgerliches Medium eingebüßt habe. Der Wissenschaft könne man einzig die Maxime mit auf den Weg geben, gut zu schreiben, wenn sie in den Dialog mit der Öffentlichkeit treten wolle. Demgegenüber wies Stockinger darauf hin, dass die Germanistik vielleicht auch aufgrund ihrer weniger publikumsfokussierten Verbandsarbeit weniger als andere Fächer von der Öffentlichkeit rezipiert werde. Grundsätzlich jedoch beklagte sie die Wahrnehmung der Germanistik in der Öffentlichkeit nicht; es gebe durchaus eifrige Vermittler mit den notwendigen Doppelkompetenzen, die sich als Germanisten wie Publizisten Gehör verschaffen könnten. Auch Jahraus verwies auf die – wenn auch eher als Sonderphänomen wahrgenommene – Rolle einiger Literaturwissenschaftler, die als Intellektuelle am öffentlichen Diskurs beteiligt seien. Beise forderte, dass die Literaturwissenschaft »zu jedem Zeitpunkt« verständlich sein müsse. Das setze nicht nur ein hohes sprachliches Vermögen voraus, sondern auch das Bemühen, Themen und inhaltliche Problemfelder der Literatur in die Öffentlichkeit zu tragen (das ›Was‹ der Literatur) und nicht allein die Machart (das ›Wie‹) zu erörtern. Meier verwies schließlich darauf, dass jede Disziplin mit dem Vermittlungsproblem konfrontiert sei; letztlich sei dies aber nur ein Nebengeschäft der Wissenschaft.

Es geht natürlich nicht an, einer Podiumsdiskussion kritische Fragen oder gar Versäumnisse entgegenzuhalten; deshalb sei abschließend nur auf einige Aspekte aufmerksam gemacht, die sich an das Podiumsgespräch unmittelbar anknüpfen und die z.T. auch in der

Kulturwissenschaften. Eine Erwiderung«. In: ebd., S. 94-115; W. Haug: »Erwiderung auf die Erwiderung«. In: ebd., S. 116-121. Zu den Reaktionen darauf vgl. Katrin Fischer: »Die Hauf-Graevenitz-Debatte in der ›DVjs‹ als Kontroverse um Literaturwissenschaft, Kulturwissenschaft(en) und wissenschaftliches Argumentieren«. In: Ralf Klausnitzer und Carlos Spoerhase (Hg.): Kontroversen in der Literaturtheorie / Literaturtheorie in der Kontroverse. Bern 2007, S. 485-500. Vgl. auch den Sammelband: Martin Huber und Gerhard Lauer (Hg.): Nach der Sozialgeschichte. Konzepte für eine Literaturwissenschaft zwischen Historischer Anthropologie, Kulturgeschichte und Medientheorie. Tübingen 2000, in dem viele Aufsätze auf die Debatte reagieren.

4 Vgl. etwa: Karl Eibl: Animal Poeta. Bausteine einer biologischen Kultur- und Literaturtheorie. Paderborn 2004; Winfried Menninghaus: Wozu Kunst? Ästhetik nach Darwin. Berlin 2011.

Diskussion anklagen. In Erinnerung zu rufen ist zunächst, dass das Podium in erster Linie über die neuere deutsche Literaturwissenschaft sprach, stammten doch alle Gesprächsteilnehmer aus diesem Fachbereich. Inwiefern dessen Entwicklungen mit dem Rest des Faches verglichen werden können und wo es Unterschiede gibt, wäre im Weiteren zu reflektieren. Darüber hinaus ließe sich auch das Thema ›Theorie und Karriere‹ vertiefen. Offenbar scheint die Theorie eine Art von ›Königsdisziplin‹ innerhalb der Germanistik zu sein, mit der man sich größere Reputation erwerben kann als beispielsweise mit editorischer Quellenarbeit; vielleicht eröffnete sie auch deshalb nicht ganz zufällig die Gesprächsreihe der Veranstaltung. Darüber hinaus ließe sich auch über die Konjunkturen von verschiedenen Modellen und Theorien nachdenken; Jahraus ließ in diesem Sinne einmal anklingen, dass »Theorieaktien« durchaus in ihrem Wert steigen und fallen könnten. Die Determinanten dieser Prozesse eingehender zu erhellen, dürfte auch dazu führen, die ›Gruppenbildungen von Wissenschaftlern‹, d.h. die Dominanz sowie Ablösung bestimmter ›Schulen‹, die im Forum nicht explizit zur Sprache kamen, in diesem Zusammenhang besser einschätzen zu können. Hier wären dann auch die ›Anforderungen des Marktes‹ innerhalb des Faches genauer zu bestimmen. Ob die Unterscheidung zwischen Szientifizierung und Feuilletonisierung der Germanistik (d.h. Orientierung an der Wissenschaft oder Ausrichtung auf die Öffentlichkeit), die in der Plenumsdiskussion angeboten wurde, der gegenwärtigen Situation der Disziplin adäquat ist, wäre ebenfalls zu prüfen. Dass wissenschaftliche Leistungen nur nach rein wissenschaftlichen Kriterien bestimmt werden, ist keinesfalls unbestritten, und so wären ökonomische und machtpolitische Fragen hierbei ebenfalls zu berücksichtigen. Voßkamps Aussage über die Karriereprofilierung eines Wissenschaftlers durch die ›Inszenierung‹ einer neuen ›Theorie‹ deutete auf diesen Sachverhalt hin (vgl. oben).

Gelegentlich war man als Zuhörer über den Stellenwert verschiedener Aussagen des Podiums etwas unschlüssig und wusste nicht, ob man sie in normativer oder deskriptiver Hinsicht zu verstehen hatte (etwa die Aussagen zur Vermittlung von Theorien an Studierende). Und so hätte man sich gerne hie und da konkretere Aussagen gewünscht (vgl. die Frage nach den verschiedenen dominanten Theorien / Methoden der vergangenen Jahrzehnte), um ein (mit Beispielen unterfüttertes) allgemeineres Bild der Situation der Germanistik im Umgang mit der Theorie zu bekommen, das über die eigenen individuellen Erfahrungen und Wahrnehmungen hinausgeht. Denn das scheint heute, wie Stockinger anmerkte, ein möglicherweise viel grundlegenderes Problem zu sein als die theoretischen Modelle selbst: wechselseitig wahrzunehmen, was die anderen Germanisten heute tun.